

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Südkurier. 1945-1954 1949

14 (22.10.1949) Oberländer Chronik

Noch einmal „Die Seehasen“. Einige gewissenhafte Leser der Oberländer Chronik, sogar in der benachbarten Schweiz, schrieben uns, der Ausdruck „Seehase“ stamme nicht aus dem 15. oder 16. Jahrhundert, sondern aus dem Jahr 400. Das ist eine schöne und bekannte Legende, von der die zünftigen Historiker aber einfach nichts wissen wollen. Und ihnen müssen wir hier schon Vertrauen schenken. Diese Legende geht zurück auf eine Art Rangliste des späten Roms aus dem Jahr 400. („Notitia dignitatum“). Hier sind wohl Tafeln beigegeben, von denen aber nicht feststeht, daß sie damals und nicht später beigegeben wurden. Hier ist auch das Tier abgebildet, vermutlich nach der Schildbemalung einer römischen Legion, das man für einen Hasen ansehen kann, aber mit dem gleichen Recht für einen Bären oder einen Löwen. Daß diese Legion aus Alemannen, aus „Seehasen“ gar, und nicht aus Spaniern oder Afrikanern bestand, läßt sich nicht nachweisen. Die Wissenschaftler wollen aber nur gelten lassen, was sich beweisen läßt, und tun gut daran. Daß aber dann 1100 Jahre lang Begriff und Name „Seehase“ verschwinden konnten, um erst in Schwankbüchern des 15. und 16. Jahrhunderts wieder aufzutauchen, ist schwer zu erklären und muß nachdenklich stimmen. Nimmt man erwiesene historische Tatsachen als Grundlage, so läßt sich eben nur sagen, daß „Seehasen“ erstmals im 15. Jahrhundert genannt werden.

Die Sammlungen J. von Laßbergs. In dem soeben erschienenen ersten Heft des 97. Bandes der vom Badischen General-Landesarchiv herausgegebenen „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“ veröffentlicht Joseph Ludolph Wohleb eine Darstellung vom Uebergang der Sammlungen Joseph von Laßbergs an das Haus Fürstenberg. Laßberg war ein leidenschaftlicher Sammler von Handschriften und Buchwerken des deutschen Mittelalters. Wie so mancher passionierte Sammler steckte auch er ein Vermögen in die Schätze, die er „auf der alten Meersburg“ zusammenrug. Als das Alter dem romantischen Reichsfürstentum lebhafter zuzusetzen begann, bewegte der Gedanke sein Gemüt, wie er über die kostbaren Sammlungen seinen Hinterbliebenen eine auskömmliche Daseinsgrundlage verbürgen könne. Bei der Beteilung des Planes, mit dem Haus Fürstenberg zu vertraglichen Abmachungen zu gelangen, die eine Erfüllung seines Wunsches gewährleisten, kam ihm seine Freundschaft mit dem Baron Simon von Pfaffenhofen zustatten, der am Hof der Fürstenberger als schöngeistiger Berater hohes Vertrauen genoß. Wohleb ist in der Lage, den Briefwechsel zwischen Laßberg und Pfaffenhofen zu publizieren, der sich auf die Bemühungen bezieht, die Sammlungen Laßbergs vor einer Zerstückelung zu bewahren, sie in den Besitz der Fürsten zu Fürstenberg über zu führen und durch den Erlös die Familie Laßbergs sicherzustellen.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle die Verhandlungen, die 1853 zu einem Vertragsabschluß führten, aufzuzeichnen. Vielmehr muß genügen, festzustellen, daß Fürst Karl Egon mit rühmenswertem Verständnis alles aufbot, die finanziellen Bedingungen, die Laßberg stellte, zu erfüllen, dem alten Herrn auf der Meersburg aber seine Schätze bis zum letzten Lebenshauch zu überlassen. Man einigte sich für 1000 alte Urkunden, 11 000 Bücher und eine Reihe von Gemälden alter Meister auf eine Kaufsumme von 27 000 Gulden. Dabei ist zu bemerken, daß die berühmte Handschrift C des Nibelungenliedes, die sich in der Laßberg'schen Sammlung befand und mit ihr nach Donaueschingen gelangte, von Joseph von Laßberg nur hatte erworben werden können, weil ihm die hohe Gönnerin und Freundin, Fürstin Elisabeth zu Fürstenberg 250 Dukaten zur Verfügung gestellt hatte. Indessen wurde darauf keinerlei Rücksicht genommen. Vielmehr galt diese kostbare Handschrift C als volles Eigentum Laßbergs und ging als solches in das Fürstliche Fürstenbergische Archiv über.

Schon die Inventarisierung und die Anfertigung eines Katalogs der Laßberg'schen Sammlungen war vom Fürsten Karl Egon bestritten worden. Durch Laßberg gerufen kam zur Durchführung dieser Aufgabe im Winter 1841/42 Levin Schücking auf die Meersburg, der Freund der Droste, die bekanntlich die Schwester von Laßbergs Gemahlin war. Wohleb erinnert auch an den schönen Brief Laßbergs, in dem er Pfaffenhofen den Tod seiner Schwägerin Anette mitteilt: „Letzten Mittwoch hat ein Blutschlag... während wir am Mittagessen saßen, unsere innig geliebte Schwester Nette Droste plötzlich in ein besseres Leben entführt. Ihre große Liebe zu uns wurde von uns allen auf das Herzlichste erwidert, aber niemand fühlte mehr als ich die Größe dieses Verlustes, und niemand erkannte besser die herrlichen Gaben ihres Herzens und ihres ausgezeichneten Geistes. Unsere Tränen um sie werden noch lange fließen...“ Am 15. März 1855 ist dann fünfundsiebzigjährig der prächtige Freiherr Joseph von Laßberg selbst in die Ewigkeit aufgebrochen. Seine Sammlungen kamen nun nach Donaueschingen, wo es Joseph Victor von Scheffel war, der als Fürstlich Fürstenbergischer Hofbibliothekar sie auspackte und ordnete. O. E. S.

Der Schutzherr der Reblente. In unserer engeren Heimat ist Schutzherr der Reblente Kilian wohl nur durch Scheffels „Lied fahrender Gesellen“ mit der Verheißung bekannt: der Winzer Schutzherr Kilian beschere uns etwas Feines. In Baden kennt der Rebmann dafür St. Urban. Aus einem Dorfe bei Bühl haben die Kinder ehemals die Statue St. Urbans, mit einer Weintraube

geschmückt, in den Klosterhof nach Schwarzwach getragen und dort am Schlusse einer frommen Feier dem „lieben Herrn“ versichert, wenn Korn und Wein blühe, so wollten sie fröhlich sein. Ähnlich hält's Haslach bis vor mehr als hundert Jahren, am 25. Mai, dem Urbanstage, und im Lande des Seeweins haben Winzer den Magnus-Tag (6. September) für den Bittgang gewählt.

Welch tiefe Gefühle das Volk mit dem Gedeihen der Rebe verbinden, das zeigen manche Sagen — so, wenn ein überirdische Kraft nützender Mann der Waldshuter Gegend, nachdem er vorher auf Kirchgängen kurzweg über den Rhein hat laufen können, plötzlich diese Gabe einbüßt. Weshalb? Er hat auf einem solchen Gange am Ufer einen Rebstecken aus der Erde gezogen.

Von der alten Sage, die in ähnlicher Fassung mehrfach wiederkehrt, zurück in unsere Zeit, zu einem rein brüchigen Schützer der Rebe, einem Gebild besonderer Art! Ihn besitzt das Dorf Bahlingen am Kaiserstuhl, und von seiner Verbindung mit dem Weinsegen auf vulkanischem Boden der schon 763 urkundlich festgestellten Gemeinde weiß jeder Bahlinger zu berichten. Im Rate, dem Gemeindegeld mit den großen Fässern, soll der Wanderer rasten, wie's in einem Liede heißt, denn

„Dort ist's wohlgetan,
Ein seltsam Bildwerk schaut dich an:
Dem Winzer ward er ein Symbol,
Der Hoselips — betrach' ihn wohl!“

Wie sieht er aus, dieser Hoselips? Es ist eine wenig kunstvoll geschnitzte hölzerne Figur, ein Männlein mit der Traube, das schon ein Jahrhundert im Keller gestanden und dem man allerhand treffliche Herbst zugeschrieben hatte, als sich im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts ein Pfälzer Weinhändler diesen Hoselips zum gekauften Wein ausbedang. Ohne den Hoselips als Dreingabe kein Geschäft! rief der Fremde. Da gab man den heimischen guten Geist hin. Aber schlechte Erntejahre folgten, die Gegnerschaft wider die Hingabe des Hoselips wuchs, und das Ende vom Liede war: man holte ihn aus der Fremde zurück, dem man nun weiter vertraut, daß er auch fürderhin etwas Feines beschere, das all die Kaiserstuhler erwarten, seitdem ein Oberwundarzt Lydtin, 1815 aus neapolitanischen Diensten heimgekehrt, auf dem vulkanischen Schlackeboden mit der wohl in der letzten Eiszeit abgelagerten staubkörnigen Löss-Schicht den Edelrebenbau begann, den er an Lavastätten des Vesuvus kennengelernt hatte und der dem Kaiserstuhl reiche Frucht gebracht hat. Es gibt Sachverständige, nach denen die meisten der heutigen Rebsorten nicht, wie andere meinen, aus Italien oder von noch weiter her gekommen wären, vielmehr seien sie als die besten Nachkömmlinge heimischer Wildreben zu betrachten. Max Bittrich

Freiburg im Breisgau ist ein in Bild und Text und Ausstattung gleich vorbildlicher Band betitelt, der soeben im Verlag Karl Alber in Freiburg erscheint. Der Text stammt von Eberhard Meckel, der auch die Auswahl der Bilder besorgte, von denen jedes den Geist der schönen Stadt mit ihren unvergeßlichen kirchlichen und profanen Bauten und ihr behagliches Volksleben spiegelt. Man blättert nicht ohne schmerzliche Bewegung in dem mit so viel Geschmack zusammengestellten Buch, denn vieles, was darin schlicht und stimmungsvoll geschildert ist, ist für alle Zeiten dahin. Es ist der empörende Raserei einer aus Rand und Band geratenen Zeit zum Opfer gefallen. Umso dankbarer ist man für ein derartig wohlgeordnetes Dokument der Erinnerung. Mdg.

Das Leben eines Landarztes. Das Leben eines Landarztes ist gewiß nicht leicht, aber wenn einer das Bemühen des Arztes darin sieht, den Menschen und nicht nur die Krankheit zu kurieren, so bietet es ihm eine Genugung, die er anderwärts kaum findet. Dr. Heisler in Königfeld im Schwarzwald schilderte das recht anschaulich in zwei Vorlesungen an der Universität Tübingen, die jetzt bei Dr. Roland Schmiedel in Stuttgart im Druck erschienen sind. Der Verfasser hält viel von den Heilmitteln, die dem Volk aus Vätertagen bekannt sind, und sieht einen Gewinn darin, sie in enge Verbindung mit der wissenschaftlichen Medizin zu bringen. Der Landarzt hat Gelegenheit, die Lebensumstände im Volk aus eigener Anschauung kennen zu lernen und daraus seine Heilmethode zu entwickeln. Die kleine Schrift ist nicht nur für jeden Arzt, sondern auch für Laien lesenswert.

Auf Hebels Spuren wandelt der leidenschaftliche Freund Hebels und des Markgräfler Landes und Volkes Reinhold Zumbel in seiner Schrift „Mit Hebel in der Heimat“ (Verlag Uehlin, Schopfheim) Land und Leute der Hebelschen Heimat sind geschildert, manches Bekannte und wenig Bekannte aus Hebels Leben ist aufgeführt und wird dem Freund des großen Dichters aus alemannischem Land Freude machen. Anton Fendrich, der unlängst Verstorbene, hat ein Vorwort geschrieben, in dem er Zumbels Schrift eine einzige Erquickung von der ersten bis zur letzten Zeile nennt.

Oberländer Chronik
Redaktion: Friedrich Munding

Oberländer Chronik

Heimatblätter des Südkurier • Nr. 14 / 22. Oktober 1949

Eduard Mörike - Leben und Werk

Eduard Mörike hat in diesen Tagen weder Geburtstag noch fällt in diese Zeit sein Todestag. Es braucht keinen äußeren Anlaß, um sich wieder einmal mit dem Dichter des Alten Turmhahns und des Stuttgarter Hutzelmännleins zu beschäftigen. Hat er uns heute überhaupt etwas zu sagen? Dieser schwäbische Dichter der Idylle, der Stille, des „holden Bescheidens“? Ueber Mörike sind in weiten Kreisen immer noch falsche Vorstellungen verbreitet. Man hält ihn vielfach für einen Sonntagspoeten, der mit einem Goldschnittbüchlein zwischen den Blumenbeeten seines Gartens auf und ab spaziert, den lieben Sonnen-

Man braucht nicht erst seine Briefe zu lesen, um den wahren Mörike kennen zu lernen. Er steckt auch in seinen Gedichten, Märchen und Erzählungen. Aber man muß etwas genauer hinsehen. Dann spürt man einen Mann, der Welt und Menschsein in ihren tragischen Tiefen erlebte. Hinter den volksliedhaften Liebesgedichten Mörikes steht eigenes Leid, in seinem Naturgefühl verrät sich eine verwundbare Seele, und Mörikes Humor ist der eines Menschen, der seine eigenen Schwächen durchschaut hat und sich lächelnd mit dem Unabänderlichen der Menschennatur abfindet.

Des Dichters Lebensweg verläuft durchaus nicht absonderlich. Am 8. September 1804 in Ludwigsburg geboren, wuchs Mörike im ärztlichen Vaterhaus unter der Obhut einer freundlich heiteren Mutter heran. Wie Goethe rühmt, daß er von seiner Mutter die Lust zum Fabulieren geerbt habe, kann Mörike sagen, daß die Mutter in ihm den Geist der Märchen geweckt hat. Der träumerisch veranlagte Knabe schloß sein Gemüt allem Romantischen und Geheimnisvollen weit auf. Die früh rege Phantasie schuf sich eigene Fabelgestalten. Bald war ihm die Welt erfüllt von guten und bösen Geistern, von Kobolden, Elfen, Feen.

Später, auf der Tübinger Universität, schuf er sich mit seinem Freund Bauer ein eigenes Märchenreich, die Insel Orplid mit Königen, Göttern und Geistern. Inzwischen hatte er im Seminar Urach, wo er sich auf das Studium der evangelischen Theologie vorbereitete, die antike und germanische Mythologie, Shakespeare, die deutschen Klassiker, Jean Paul und Uhland kennengelernt. Seine Einbildungskraft begnügte sich nicht mit der Aufnahme des Gelesenen, sondern übte sich aktiv an den Naturerscheinungen und der Sagenwelt der engeren Heimat. Urach mit seiner Burgruine, den Wasserfällen, steilen weißen Felsen und Buchenwäldern bot ihm unerschöpflichen Stoff zum Phantasieren und Träumen. Wie sehr er zeitlebens an Urach und seiner herrlichen Landschaft hing, zeigt das für Mörikes Wesen und Werdegang so aufschlußreiche Gedicht „Besuch in Urach“, entstanden 1827, als er als neugebackener Vikar die Stadt seiner glücklichsten Jugend- und Entwicklungsjahre, seiner ersten großen Gefühle und Gedanken wieder aufsuchte.

Dann begann für ihn eine unglückliche Zeit. Er war oft kränklich, nervös, unzufrieden mit sich und seiner beruflichen

Leistung. Seit seiner Verlobung mit der Pfarrerstochter von Plattenhardt drückte auf ihn außerdem die Sorge um eine Existenzgründung. Das ursprünglich so reine und herzliche Verhältnis begann unter Argwohn und allerlei Zweifeln zu leiden, bis es 1833 zerbrach. 1834 endlich erhielt Mörike eine Pfarrei. Cleversulzbach im württembergischen Unterland ist als Pfarrort des Dichters und Standort des Alten Turmhahns bekannt geworden. Aber Mörike fühlte sich auch als Pfarrer nicht am richtigen Platz. 1843 bereits ließ er sich pensionieren und lebte nun in verschiedenen Orten seiner schwäbischen

Heimat, bis er 1851 in Stuttgart eine Lehrerstelle übernahm. Im selben Jahr heiratete er. Die Ehe war nicht glücklich und ging noch zwei Jahre vor des Dichters Tod in die Brüche. Am 4. Juni 1875 starb Mörike, 71jährig, einsam in Stuttgart.

Mörike ist bei all seiner gesamtdeutschen Bedeutung einer der feinsinnigsten und tiefsten Kunder schwäbischer Volksart. Die wesentlichsten Impulse empfing er von seiner engeren schwäbischen Heimat, ihrer Natur, ihrem Volksleben und ihren Sagen. Ueber diese engere Heimat ist Mörike nie hinausgekommen; sie war seine Welt. Faustischer Drang in die Ferne war ihm fremd.

Natur und Liebe sind die bestimmenden Motive für Mörikes Muse. Sein Naturgefühl, verbunden mit der reichen Phantasie, reicht tiefer als bei Jean Paul und selbst bei Stifter, mit denen er einen gewissen Dreiklang bildet. Die Naturstimmung ergibt sich bei Mörike nicht aus nachmalender Beschreibung. Für ihn sind die Naturerscheinungen Lebensäußerungen gestalthafter Wesen. Wie sein größerer

Eduard Mörike
Zeichnung: Hans Sauerbruch

Landmann Hölderlin in der heimatischen Natur die griechischen Götter fand, sah Mörike in ihr Kobolde, Elfen, Feen. Diese Figuren waren ihm kein müßiges Phantasiespiel, in ihnen erfüllt sich ihm das Naturgesehen. Was für Visionen dieses personale Verhältnis zur Natur zu entzünden vermochte, zeigt am besten das Gedicht „Um Mitternacht“. Die Mutter Nacht, die sich träumend an der Berge Wand lehnt, ist nichts anderes als der blaue Schatten, der sommerabends an der Albmauer hinaufwächst, während im Westen das Abendrot verglimmt. Leider ist hier nicht der Raum, um im einzelnen zu zeigen, wie der jedermann zugängliche Naturvorgang in der Seele des Dichters zur Gestalt gerinnt und dingliche Beliebigkeit sich in menschliche Bedeutung umsetzt. Bloße Stimmungsmalerei ist zu solchen Schöpfungen nicht fähig.

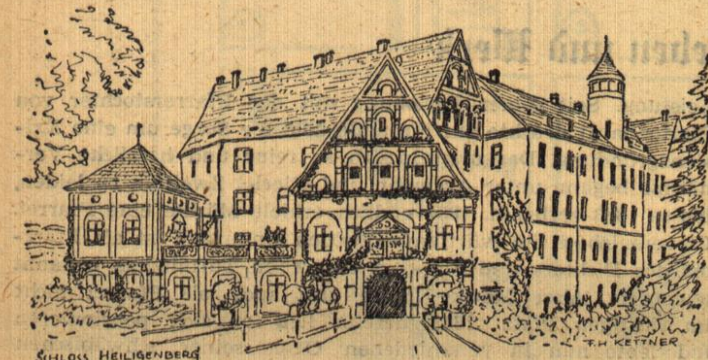
Wer so wie Mörike aus der frischen und weichen Seele des Kindes mit der Natur spricht, lebt auch tiefer in den menschlichen Beziehungen. Neben Goethe hat kein Deutscher das Liebeserlebnis so tief, rein und innig gestaltet wie Mörike. Man lese das zum Volkslied gewordene „Verlassene Mägdlein“. Aus einer alltäglichen, trivialen Situation formt der Dichter mit knappsten sprachlichen Mitteln, plastisch und unmittelbar, das Herzweh der Verlassenen.

Zu seinen Lebzeiten hatte Mörike keine große Gemeinde. Auch heute sind die Verehrer des Dichters nicht allzu zahlreich. Aber diesen ist er in unseren Tagen der Unruhe und Unordnung ein Führer zu ewigen Werten. Anton Hammer



Die Grafschaft Heiligenberg

Dank seiner dominierenden, weiten Ausblick gewährenden Lage in seiner an wechselvollen Bildern reichen Landschaft war der Heiligenberg immer eine Stätte von besonderer Bedeutung. Bannen heute die Weite des Blickes und die Helle des über die Erde gespannten Himmelsbogens unser Auge — das Bild wird sich seit unvordenklichen Zeiten kaum geändert haben; dieselbe Bläue am Himmelzelt, derselbe Lauf der Sonne, des Mondes, der Gestirne, dieselben Gesetze der Wolkenbildung und Wolkenauflösung, die gleichen Abgrenzungen der Höhenzüge und dieselben Rundungen der Berge und Täler, in denen seit je die gleichen Ufer den See umfassen. Mag auch die eine oder andere

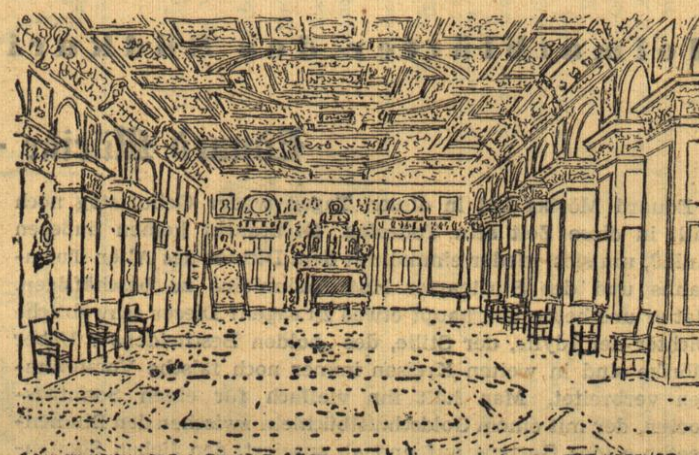


Siedlung im Wandel der Zeit mit Feldern und Weinbergen gelegentlich gewechselt haben, immer blieb das große Landschaftsbild dasselbe, seit Menschengedenken es vom Heiligenberg aus betrachteten.

Den ihn umgebenden Raum formte die Entwicklung zur Grafschaft Heiligenberg des souveränen Fürstentums Fürstentum. Der Herr von Heiligenberg überschautete fast die Hälfte seines Besitzes vom majestätisch auf dem Bergsaum thronenden Schloß aus.

Die Grenze der reichslehenbaren, seit 1644 gefürsteten Grafschaft Heiligenberg zog von dem jetzt württembergischen Ort Riedhausen (OA. Saulgau) in den Fluß Schussen, den sie bei der alten Brücke gegenüber der Mündung der Wolfegger Aach erreichte und folgte dem Flußlauf abwärts bis in den Bodensee. Von der Schussenmündung aus durchquerte eine papierene

Gerade den See bis an die Rheinbrücke von Petershausen gegenüber Konstanz, wurde wieder wirklich und wandte sich gegen Dingseldorf über die östliche Spitze der Halbinsel zwischen Ober- und Untersee. Sie durchschnitt schräg den Ueberlinger See, Sernatingen, dem heutigen Ludwigshafen, zu und schob sich von da landeinwärts gegen Aach, Linz, Pfäfersdorf, Ost-rach, Riedhausen.



Der Grafschaft standen seit Jahrhunderten die Grafenrechte — hohe Gerichtsbarkeit, Forst, Wildbann, Geleite und Zoll —, die Niedergerichtsbarkeit und die Militärhoheit zu. Nicht überall; verschiedene Städte wie Ueberlingen, Meersburg und Markdorf waren davon ausgenommen, zwar nicht mit ihren Gemarkungen, so doch innerhalb ihrer Mauern. Ausgeschieden blieb auch einzelner geistlicher Besitz, Salem, die dem Kloster Petershausen, dem reichsfürstlichen Hochstift Konstanz, der Deutschordenskommande Mainau gehörenden Landestelle.

Die napoleonische Zeit brachte das Ende der Grafschaft. Die Rheinbundakte vom 12. Juli 1806 hoben sie auf und teilten deren Gebiet unter die abgrenzenden neuen Staatengebilde, das Großherzogtum Baden und das Königreich Württemberg, auf.

Josef L. Wohleb

Herbstlandschaft im Hegau

Hinter dem Gehege der dunkeln Tannen, die mit ihren Spitzen ein zierliches Zackenmuster aus dem Rande des hohen Himmels herausstehen, senkt sich ganz plötzlich das Land.

Lange genug ist es mit großen, weit ausholenden, ein wenig müden Schritten über die Ebene der Baar hingewandert, ist gelangweilt den verworrenen Windungen des trägen Flusses nachgegangen, hat ab und zu ein paar flache Hügel überstiegen und sich endlich behaglich und weit ausgestreckt; hingegeben dem weiten Himmel, dem überströmenden Licht und der Sonne.

Aber nun hinter dem abgrenzenden Tannenzaun ist es anders. Da ist das Land aufgewacht. Eine andere Gangart hat es eingeschlagen. Wie ein stürzendes Wasser springt es von Hügel zu Hügel und kann es kaum erwarten, hinunterzukommen in das Tal, das brühtlich seine Arme öffnet. Hinein in diesen lockenden Garten, der alles tut, den ungestümen Wanderer zu halten, ihn zu umwerben, es ihm behaglich zu machen, ihm tausend Gefälligkeiten zu erweisen, daß er sich nicht langweilt und sich nimmer fortschne. — Wieviel ist da bereitgestellt für den Gast!

Hügel drängt sich an Hügel; und so nahe sie auch beieinander stehen: Jeder ist anders, jeder hat eine eigene Art sich zu geben; bald nur weich sich hinzuhalten, bald keck sich zu erheben und droben ein paar gelbe Büsche tragend wie einen wirren blonden Bubenschopf. Und jede dieser Erhebungen reicht einen neuen Ausblick wie ein Geschenk. Immer schiebt sich ein neues Bild vor, ein altes verhüllend. Nirgends ist Rast, immer weiter drängt es zu schauen und dahinterzukommen, was die nächste Wegbiegung noch versteckt hält. Es scheint, als würden die Blätter eines großen Bilderbuches umgewendet in raschem Wechsel.

Möchte eine sanfte Talmulde zur Ruhe verführen, so lockt schon ein eifriger Bach in silbernen Schleifen weiter hinunter, gefolgt von den Guirlanden der Büsche.

Aber da: Eine Felswand bricht jäh hinunter und ein geheimnisvolles Rauschen warnt empor aus dem grün verhangenen Abgrund. Da gibt es nur eines: den drohenden Schlund zu umgehen in weitem Bogen. Doch der längere Weg belohnt. Hochragend schiebt sich in der freigegebenen Ferne ein Berg vor, das Tal absperrend, — und noch einer; eine ganze Kette fügt sich an und führt den Blick in die Weite. —

Doch da sind schon die Gärten. Wie die Hänge droben, so tragen auch sie bunte Bäume, von denen jeder anders ist. Einer hat das blanke Gold der Dukaten, dieser das tiefe Rot des Weins, und wieder einer ist wie Blut. Die Äste hängen tief; die gelben Birnen, die Äpfel sind schwer von Reife, sind so schwer, daß sie sich lösen und niederrollen in das Gras und in die Wege. Eine Tafel, üppig gedeckt!

Hinter den Gärten das Dorf. Eine Kirche hebt ihren Zwiebelturm zum Himmel. Die Häuser ducken sich, sonntäglich sind ihre Giebel. Durch die Gassen tönt behaglich das Mahlen der Mospresen, und der Duft des Obstsaftes strömt aus den geöffneten Tennen. Hier bei den goldenen Strömen des Mostes ist gut sein! Hier macht auch das Land ein wenig Rast in dem erweiterten Tal. Da langt es nach den roten Äpfeln und läßt sich die Nüsse poltern auf den Rücken springen. Die staubigen Füße hält es in den klaren Bach. So will es warten, bis der Abend kommt, der die bungetupften Berge noch klarer werden läßt und die rote Felswand drüben in Brand steckt, daß sie dasteht wie eine lodende Burg. — Aber das ist zu viel Leuchten. Der allzu stark entfachte Brand verzehrt sich selber. Schon löscht hier ein Baum und dort einer. Zartes Grau steigt aus den Niederungen und greift nach allem. Es tastet hinauf, bis die letzten Bergspitzen darin eintauchen. Nur der Himmel leuchtet noch. Eine Glocke erhebt ihre Stimme. In ihrem Läuten schläft das Land hinüber in einen Traum funkelnder Sterne.

Max Rieple

Der „Bote vom Oberland“

Der in wenigen Jahren vielen tausend Familien vertraut gewordene, von Friedrich Munding herausgegebene und vom Rosgarten-Verlag Curt Weller in Konstanz verlegte Kalender „Der Bote vom Oberland“ ist wieder da, mit dem Jahrgang 1950. Es ist wieder ein Versuch, dem Volk ein gutes Lesebuch in die Hand zu geben, an dem es Vergnügen, Unterhaltung und Belehrung finden kann. Das Beste ist da gerade gut genug, und volkstümlich ist nicht einfältig und oberflächlich. Daß Autoren wie Abraham a Santa Clara, der berühmte Mönch und Wiener Prediger aus Kreenheinstetten hinter Stockach, Hansjakob, Hebel, Rosegger, Anton Fendrich, Heinrich Weiß, Wilhelm Fuß und der Herausgeber selbst mit Erzählungen, mit „Geschichten“ vertreten sind, kennzeichnet die verfolgte Linie, nämlich volkstümlich und gediegen zu sein. Belehnende Beiträge von Dr. Scheffelt, Dr. Humpert, Jos. Sauer, O. E. Sutter, F. Wiedermann, R. G. Haebler schließen sich an und vertiefen das Verständnis für die Heimat in Vergangenheit und Gegenwart, für Volk, Landschaft und unsere Tierwelt. Die unerlässliche „Chronik“, in der die Vorgänge des Jahres von einer höheren Warte auch mit Humor betrachtet werden, fehlt natürlich nicht, ebenso wie die praktischen Hinweise, was die Eisenbahn, die Post kostet, wann Ferien sind, wie es mit der Güterverteilung in der Ehe steht usw. Auch das heutzutage obligate Preisrätsel, das sich an Freunde der Dichtkunst wendet, hat seinen Platz. — Kalender sind hierzulande mehr als

anderswo das Volkslesebuch des ganzen Jahres. Sie sind da, wo keine Bücher hinkommen, aber auch bei denen, die neben ihren Büchern gern etwas Gutes dieser Art lesen, aber nicht viel Geld dafür aufwenden können. Sie sind auch ein nicht zu unterschätzendes Bildungsgut der Jugend vom frühen Alter an. Volkstümliche Künstler von gutem Namen, wie Sauerbruch, Poetzberger, Vogt, Kettner, Loehr u. a. haben schöne Zeichnungen beigezeichnet. Eine positive sittliche Grundhaltung, aus dem Innern kommende religiöse und politische Toleranz gehören neben der Aufgeschlossenheit gegenüber den Problemen unserer Zeit zur selbstverständlichen Voraussetzung eines derartigen Volksbuches, das an Ueberlieferung anknüpft, dabei aber nicht altmodisch sein will.

Laute Welt / Von Anton Fendrich

Ich mußte wieder einmal einen richtigen Jahrmarkt sehen. Der Jahrmarkt war selbst dieser Ansicht und sandte uns schon auf der eisernen Brücke in die Stühlinger Vorstadt als Gruß den süßen Duft von Fett und Zucker entgegen, der uns in der Kindheit zuerst immer so entzückt, dann aber auch jedesmal zum Schluß so bitter enttäuscht hat.

„So war's doch, nicht?“

Die Gefährtin nickte mit dem Wissen der Jahre in den Mundwinkeln. Dem Jahrmarkt war das gleichgültig und er begrüßte uns aus der Ferne mit den dumpfen Paukenschlägen, die das unzerreißbare Gewirr jammernder Orgeln und schmetternder Orchestrions durchbrachen. Wie eine Zwingburg aus Karussellen, Waffelbäckereien, Schießbuden, Menagerien und anderen Eintagsbauten aus Latten und Leinwand hatte er sich um die romanische Kirche gelegt, deren Türme recht mühsam zum Himmel aufstiegen. Schon im raschenden Laub der Anlagen entwirrte sich das Durcheinander. Wir hörten erstaunlich alte Melodien durch die Straßenzüge aufklingen und wieder im immer näherkommenden Strudel versinken: den Bettelstudenten, den Walzer aus der Fledermaus, den Vogelhändler. Wir sahen uns nur an und lächelten. Da überschrie eine schrille Trompete das Ganze, die tongewordene Herrschaft. Eine solche aufdringliche Einzelbegrüßung konnte sich das Riesenorchester der Achterbahn nicht gefallen lassen. Vor seinen Tuscheln ging der Trompete der Atem aus. Die ungarische Kapelle vor dem Riesenzelt der „Geheimnisse der Neuzeit“ antwortete mit einem scharfen Czardas, vor dem der Mechanismus nach kurzer Zeit die Waffen streckte. Nur die mechanischen Figuren schlugen weiter an ihre kleinen Glocken, taten, als ob ihre Firma bei der Begrüßung eigentlich gesiegt hätte und rechneten sich ganz sichbarlich auch zu den Menschen. Die Markgräflerinnen und Kaiserstühlerinnen, zwischen denen v. durch die Tonschallanten trieben, blickten mit der ehrbaren Betroffenheit ländlicher Menschen in das Geglitzter und Getöse. Erst, als der Besitzer eines bescheidenen Karussells, das noch von einem braven alten Gaul in Betrieb gesetzt wurde, in kühner Stellung auf einer Trompete „Still ruht der See“ spielte, wurden die Züge der Bauernmädchen weich, ja sehnüchlich. Als sie es sich ohne Zweifel überlegten, auf diesem schlichten Gefährt eine Fahrt zu machen, nahmen die Herren von der gegenüberliegenden Menagerie den Versuch übel, die Menge mit schmachthenden Volksliedern anzulocken. Mit harten Klöppeln schlugen sie an ihre großen Messingglocken. Wie Pfeile drangen die schrillen Töne in die Ohren der gestauten Massen und die Löwen brüllten den Baß zu dieser Höllenmusik.

Ah, die Löwen! Die zogen. Alles strömte nach dem langen Zeit, auf dessen Wandgemälden unglückliche Menschen ihr Blut unter den Prätzen hungriger Bestien vergossen. Wie eine ungeheure Luftsaugmaschine arbeitete jetzt die Tierschau und zog die Neugierigen in ihren Trichter. Mit einer dicken Boa um den Hals stand ein vierschrötiger Mensch mit einem gewichtigen Schnurrbart und niedriger Stirne vor der Kasse und brüllte mit einem Sprachrohr in die Menge hinaus, daß jetzt die große Fütterung beginne. Es sei keine Zeit mehr zu verlieren. Die Besitzer der benachbarten Photographiebuden waren der gleichen Meinung, stürzten sich in das Gewühl und holten einen Gymnasiasten an beiden Ärmeln in ihr Institut, wo sie ihn in einem Mercedes zu photographieren versprachen, der seinen Eindruck „bei ihr nicht verfehlen würde“. — „Immer noch das Gleiche“, sagte die Gefährtin und schlug vor, freiwillig sich dem Künstler anzuvertrauen. Das wurde in einer Art von beginnendem Jahrmarktstau gemacht. Der süße Waffelgeruch und der Duft der Würstchen auf dem Rost mit Sauerkraut fing an zu wirken. Es war wirklich noch genau das Gleiche. In einer Schießbude wurde nicht gerührt, bis wir zwei Preise, einen Mops aus Stoff und eine große Papierblume errungen hatten. Lotte, das humoristische Bockpferd in der Reitbahn, wurde besucht, wir sahen dem Konditor zu, wie er heißen Zuckerguß an einem Haken in lange Stangen zog und gelegentlich dabei ein bißchen in die Hände spuckte, und eine Rundfahrt auf dem orientalischen Kanussell krönte den Jubel. Die Welt flimmerte, die Nacht brach herein und die Sterne waren schon garnichts mehr.

Ich weiß nicht, was auf einmal geschah. Aber es war wie auf Verabredung, daß plötzlich die Orgeln schwiegen, die Orchestrien verstummten, die Pauken einschliefen und die Trompeten und die Löwen stille wurden, obwohl es noch lange nicht Feierabend war. Es schien, als ob alles Atem holen wolle. Da sahen wir erst, daß neben dem Prachtetablisement mit den



Lob des Schwarzwaldes

Vom Schwarzwald hemmer bloß 'n Rand,
Des langt ons aber vorderhand —
Ond wenn's mol da Südweststaad gibt,
No semmer alle jo versippt:
No gib't's vom Mai(n) zum Bodasee
Koi Württberg ond Bada meh —
No semmer dr Großschwoba-Gau:
Oi Volk, oi Reich, oi Schwarzwald au!!

Ohne Schwarzwald gäb's koin Necker
Ond koi Donau et:
Boid' hent en de schwarze Wälder
's erschte Bett!

Z'Schwenneenga, do macht ma Uhra
Meischens für'n Export:
Guat War' — sogar d'Fabrika
Schafft ma fort!

Freudastadt — o jerum, jerum,
Des ischt bös kaputt!
Aber bald wird's wieder uffblühn
Aus 'm Schutt!

Guata Luft ond g'sonde Quella
Gibt's en Herraalb,
Teinach, Lieabazell ond Hirsau
Ond en Calw!

Z'Wilda holt ma illes Rheuma,
Gicht ond Podagra.
Ohne Trossenga gäb's koi Mond- ond
Zieh-Harmonika! —

Ohne Schwarzwald gäb's koi Donau,
Gäb's koin Necker ond koi Enz —
Ond einschtweila isch noch Bada
Er no d'Grenz!

Wendelin Überzwerch

rauschenden Muekwerken und vergoldeten Spiegeln es hier auch stille Leute gab, die nicht zu den Siegern und Schreibern gehörten. Vergeblich hatte da ein kleiner Türke mit einem gelben Gesicht seine Zuckerbude „Zum Bosphorus“ getauft. Kein Mensch kaufte bei ihm. Er sah mit einem bösen Blick auf die mit glänzenden Messingstangen ausgestatteten Waffelbuden, in denen geputzte Mädchen duftendes Gebäck mit Zucker bestreuten und so viel verkauften, daß der Konditor an dem blanken Gasherd fast nicht nachkam. In dem armseligen Eingang zum Hundetheater waren die vierbeinigen Künstler auf kleinen Stühchen aufgestellt. Sie hatten farbige Röckchen an und drängten sich zitternd aneinander, denn sie froren in der abendlichen Luft. Wenn sie aber einen Kameraden zwischen den Beinen der Menschen an der Bude vorbeilaufen sahen, einen freien frechen Köter, der tun konnte, was ihm beliebte, dann sahen ihm die kleinen Tiere mit großen traurigen Augen nach. Sie waren nicht stolz auf ihre Künstlerschaft. Und der halbverhungerte Affe und der struppige Kakadu und das Gürteltier, die zusammen mit dem Hahn und der mageren Katze in einem erzwungenen Frieden eines Zeltes am äußersten Ende die „happy family“ darzustellen hatten, waren schon viel zu müde zum Streiten und ergaben sich in ihr Schicksal.

Bis hierher waren wir wieder einmal eingehängt wie in alten Tagen über den Jahrmarkt gebummelt. Und jetzt kam das, wieder wie früher, wenn der süße Duft aus Fett und Zucker plötzlich bitter wurde. Wir hatten das Leben gesehen, das laute, böse Leben. Und bei dem schwächlichen Mann, der aus gesponnenem Glas schöne Blumen machte, ohne daß ihm ein Mensch zusah, und bei der Frau mit dem unzerbrechlichen Kitt ließen wir den Mops und die Rose liegen und kehrten aus lauter schlechtem Gewissen mit Glasblumen und Kitt für ein Jahrzehnt nach Hause zurück.